Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 10

Artikel: Richard R. Steck nimmt Abschied
Autor: Huber, Fortunat
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065171

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Novelle von Fortunat Huber

Illustriert von Alois Carrigiet

Als ich heute morgen verschied, staute sich eine grosse Menge Neugieriger um mich. Ich lag auf dem Asphalt, meinen Kopf auf den Schoss einer Dame gebettet, und betrachtete abwechslungsweise den Schutzmann, der sonst am Bellevueplatz den Verkehr regelt, aber nun die Zudringlichen von mir abwehrte und den jungen, energischen Mann, der sich über mich beugte, um mir Kragen und Hemd zu öffnen. Ziemlich unbeteiligt lag ich da. Ich spürte nicht gerade viel, nur eben das eine, dass ein grosser Wechsel mit mir vorging.

« Er stirbt », hörte ich den jungen Mann über mir sagen. Sterben ? Ein kalter Schreck durchzuckte mich. Ich versuchte mich aufzurichten. Es ging nicht. Ein namenloses Grauen erfasste mich. « Es muss gehen », schrie ich mir zu, riss alle meine Kräfte zusammen, und es ging. Aber im gleichen Augenblick brach ein Flammenmeer zuckender, zerrender, brennender Schmerzen über mich ein und riss mich nieder.

« Tot », sagte der Arzt, stand auf und wischte sich den Strassenstaub von den Knien. « Nichts mehr zu wollen ». Bedauernd musterte er meinen Leichnam von oben.

Strassenunfälle lockten mich nie. Wenn immer ältere bessere Herren in meiner Gegenwart an der Bahnhofstrasse, unmittelbar vor dem Eintreten in die Börse, der Schlag traf, eilte ich nicht hinzu, sondern hinweg. So oft rasende Metzgerburschen hilflose Grossmütter unter ihren Fahrrädern zermalmten, stahl ich mich fort. Ich verabscheute von jeher den Anblick von Blut. Ich liebe glückliche Gesichter. So machte ich mich auch schleunigst davon, als ich mich am Morgen

meines Todestages plötzlich, ich wusste nicht wie, in einer dieser Volksansammlungen sah, die solche Unfälle anziehen. Eben war ich noch in bester Laune den Quai entlang gebummelt, gebummelt, um wenigstens eine Viertelstunde zu spät, das heisst nach Bureauöffnung im Geschäft zu erscheinen. Ein Zeichen des Vertrauens, das der leutselige Geschäftsherr seinen langjährigen Angestellten schuldig ist. Und jetzt war mir unvermittelt so schwer zumut, als ob der Wagen mich, statt des unglücklichen Opfers, das hinter mir auf dem Pflaster lag, überfahren hätte. Ich habe gestern zuviel geraucht, dachte ich, deshalb mein schwerer Kopf. Ich werde heute Vormittag nicht rauchen, und damit steckte ich mir eine Zigarette an. Sie schmeckte fade, nicht wie eine Zigarette, kurz nach einem freudig genossenen Frühstück, an einem blauen Junimorgen schmecken soll. Das verstimmte mich vollends. Und als mir auf dem Bureau die Morgenpost nicht wie üblich, das heisst gleich nach meinem Erscheinen auf das Pult gelegt wurde, rief ich der saumseligen Dame,

der diese Pflicht oblag, einige scharfgespitzte Worte zu. Sie schien mich nicht zu hören. Die Korrespondentin ebensowenig, weder der Buchhalter, noch das Fräulein an der Registratur. Nicht einmal der Lehrling spitzte die Ohren. Ich hätte normalerweise in Wut geraten sollen. Aber keineswegs. Was mich überfiel, war weisse Angst. Der arme Teufel, den ich ungesehen auf dem Pflaster hatte liegen lassen, drängte sich meiner Erinnerung auf. Ich riss meinen Hut vom Haken und stürmte davon, mitten durch den Ausläufer, der eben über die Schwelle trat. Um Gottes willen! Mitten durch? Ja, und offenbar, ohne dass er es merkte, denn er gab kein Zeichen des Protestes von sich.

Und dann befand ich mich auch schon wieder auf dem Bellevueplatz, mitten in dem Gedränge, das den Verunfallten umgab. Ich betrachtete ihn und der Tote — kein Zweifel — war ich.

Nun, das ist eine schwierige Geschichte, ich meine die Beschreibung meines Zustandes, in dem ich mich befand, als mir die Tatsache meines Todes zum Bewusstsein kam.

Man hat ja seine Vorstellungen vom Tode zu Lebzeiten, mehr oder weniger bestimmte Vorstellungen, auch ich hatte sie. Nun ja, ich stellte mir das Totsein — das ist doch, soviel ich weiss, die übliche Auffassung — es tönt nichtssagend, ich weiss es, als eine Abart des Schlafes vor, eines tiefen, traumlosen Schlafes, aus dem man nicht mehr aufwacht. Das heisst, wenn ich es mir richtig überlege, doch nicht eigentlich als Schlaf, denn Schlaf ist doch immer noch eine Form des Daseins, während ich mir den Tod ganz einfach als Nichtsein, ausgelöscht, fort, weg, Verschwundensein dachte. Ich gebe zu, eine merkwürdige Vorstellung. Eine unvorstellbare Vorstellung. Nichtsdestoweniger war es die meine.

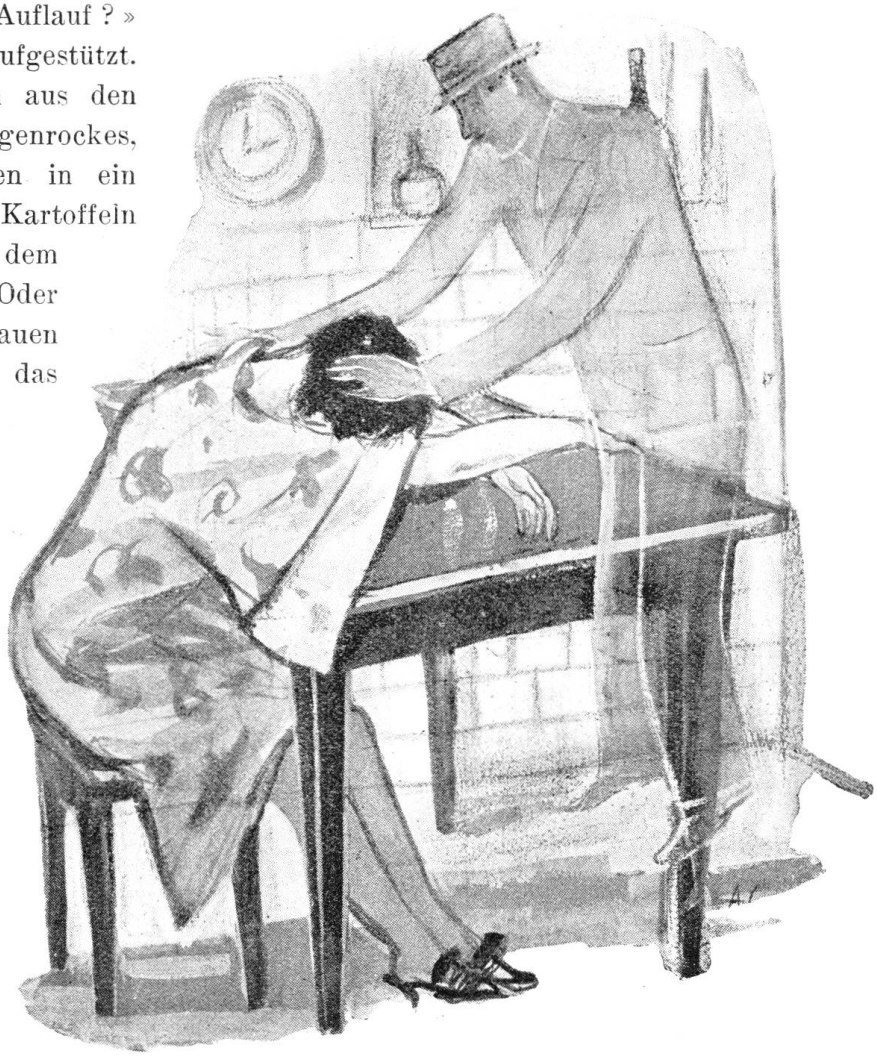
Und da stand ich nun vor meinem Leichnam, sah, wie ihn zwei beherzte Männer auf das Trottoir schleppten, während der Schutzmann aufgeregt mit dem Biedermann diskutierte, der mich überfahren hatte und der nun — armer, alter Herr — vor lauter Aufregung ausserstande war, vernünftig Auskunft zu geben. Ich stand immer noch da, als ein Krankenwagen auf leisen Rädern angefahren kam. Zwei Sanitäter mit roten Köpfen und blauen Mützen betteten mich auf eine Bahre und schoben mich durch die Türe. Sollte ich mitfahren? Ja. Nein. Bald war ich drinnen, bald draussen. Aber im letzten Augenblick entschied ich mich: Nein, ich habe Wichtigeres zu tun. Ich musste Klarheit haben. Ich musste mich orientieren. Ich setzte mich also auf eine Bank am Quai und bemühte mich, nachzudenken. Tot. Tot? Aber bitte, wie denn? Tot? Keine Frage, tot. Tot für den Schutzmann. Tot für die Sanitäter, und tot für das stellenlose Dienstmädchen, das neben mir auf der Bank sass, eine Banane schälte und ass, wie wenn, ja wie wenn —. Aber für mich, sah ich nicht alles, was um mich her vorging? Also gerade zum Beispiel das genannte Dienstmädchen. Hörte ich nicht, wie sie wollüstig ihre Banane schmatzte! Meine Gedanken verwirrten sich. Ich dämmerte dahin, bis mich eine furchtbare Vorstellung wie ein elektrischer Schlag zusammenfahren liess. Hals über Kopf stürzte ich nach Hause.

Ich war in meiner Wohnung, in der ich jeden Gegenstand kannte und wusste,

was er mich gekostet hatte. Das teure Piano zu 3500 Franken, die vier Klubsessel, 500 Franken das Stück, vier zusammen je 475 Franken. Und die Kohlenschaufel, die vorn etwas zu breit war und die ich deshalb eigenhändig zusammengebogen hatte.

Meine Frau wusste noch nicht, was mir zugestossen war. Sie sass immer noch am Frühstückstisch und blätterte im Anzeiger, wie Frauen tun. « Ob sie Fische kaufen sollte ? Da waren vorteilhafte Schleien angezeigt. Und dazu Salzkartoffeln. Aber es waren gerade keine mehr im Keller. Man müsste sie kommen lassen. Oder einen Käse-Auflauf ? » Sie hatte die Ellbogen aufgestützt. Die Arme schälten sich aus den weiten Aermeln des Morgenrockes, und die Augen träumten in ein Land, in dem keine Kartoffeln wachsen, einen See, in dem keine Fische schwimmen. Oder doch? Wer weiss, was Frauen träumen ! Da klingelte das Telephon. Jetzt wusste sie alles. Ich brachte es lange Zeit nicht fertig, ihr ins Gesicht zu sehen. Ich wagte es nicht. Als ich es endlich dennoch tat, hielt sie den Hörer immer noch in den Händen. Kraftlos ruhte er auf ihrem Schoss. Ihre Stirne lag in den engen, steilen Falten, die wir bei Menschen beobachten, die sich bemühen, in der Ferne etwas zu erkennen, was eigentlich ausserhalb ihrer Sehweite liegt. Dann wurde ihr Gesicht wieder glatt und ausdruckslos, wie ein Blatt, das im Herbst vom Baume gerissen auf der Strasse liegt. Sind wir dazu geboren, den Menschen, die wir lieben, Schmerz zu bereiten ?

Ich liess mich vor ihr nieder. Umfasste ihre Knie und legte ihr den Kopf auf den Schoss. Ihr Schmerz stürzte über mich. Eine Flut. Wir weinten fassungslos. Ob sie wusste, dass ich bei ihr war ? Sie sollte wissen, dass ich nicht endgültig von ihr gegangen war, dass ich sie in dieser



schweren Stunde nicht verlassen hatte. Und sie fühlte es, ja, ich hatte die Gewissheit, dass sie um meine Anwesenheit wusste.

* * *

Es geht alles so schnell. Heute war meine Beerdigung. Oder meine Einäscherung, besser gesagt. Heute war meine Beerdigung. Sonderbar, diese Zeitbestimmungen. Ich verliere den Sinn dafür, ich weiss nicht, wie. Gestern, heute, was heisst das für mich ? Vorgestern war mein Todestag. Nicht gestern, nicht vor einer Stunde, nicht vor einem Jahr ?

Bevor sie mich in den Sarg legten, stand ich an meinem Bett. Mein Körper war bis zum Kopf mit der Steppdecke zugedeckt. Nur die Arme lagen frei. Ich sah mich, wie in einem Spiegel, und doch anders. Das Bild, dem ich gegenüberstand, war viel selbständiger, als ein Spiegelbild ist. Ich konnte es nicht beliebig verändern. Ich konnte nicht lächeln, und es lächelte auch. Es war wie ein Spiegelbild, über das man keine Macht hat. Man spielt ja nicht nur vor andern Theater, auch vor sich selbst. Man sieht das an sich, was man sehen will. Oder auch das, was man nicht sehen will. Auf jeden Fall nicht das, was ist. Ganz einfach, weil man nie ist, solange man lebt, man wird. Bei einem Toten ist das anders. Da ist alles abgeschlossen. Da gibt es nichts mehr zu verbergen. Aber das Ergreifendste und das Trostloseste ist : Man sieht keine Wünsche mehr in ihm. Was heisst das ? Keine Zukunft. Ein Bekannter lag vor mir, und doch ein Fremder.

Niemand kennt sich selbst, solange er lebt. Natürlich, wie könnte man jemanden kennen, der nicht ist, sondern wird, bei dem man Sein und Werden, Sein und Wünschen, nicht auseinander halten kann ? Und doch kennt man sich selbst besser, als man sonst irgend jemand kennt. Man kennt sich besser, als man sich selbst eingesteht. Deshalb überraschte mich im Grunde nicht, was ich sah. Ich war eigentlich angenehm berührt.

Ein Polyp entstellt jede Nase. Er schwillt sie auf, macht sie rüsselähnlich. Meine Nase ist schuld, dass man mich zu meinen Lebzeittagen immer für genußsüchtig gehalten hat. Nicht meine Nase. Aber der Polyp in meiner Nase. Vor allem, weil sich meine Nase ausserdem nach unten senkt : Sie hatte etwas Schnüffelndes. Aber es war doch nicht nur der Polyp. Soll ich mich jetzt noch selbst belügen ! Die Augenlider, die mir schwer über die Augen hingen, gaben meinem Aussehen etwas Schläfriges. War ich ja auch. Aber bei alledem : Der Mensch, der da vor mir lag, war nicht so schlimm, wie ich mir in trüben Stunden etwa dachte. Vielleicht schloss ich die Augen etwas vorschnell vor den Dingen, die ich nicht gerne sah, bei mir, aber auch bei andern. Trotzdem, feiger als andere war ich auch nicht. Und mit der Genußsucht ! Wer hatte darunter gelitten ? Im Ganzen war ich gewiss ein rechter Mensch gewesen. Man hätte ja gerne dieses und jenes anders gehabt, aber im grossen ganzen hatte ich doch allen wohlgewollt, und ohne viel Geschrei auf dem Buckel getragen, was sich nicht abschütteln liess. Es haben nicht alle alles aus mir hervorgeholt, was aus mir herauszuholen war. Aber habe ich das selbst getan ? Man hat meine Schwächen zu deutlich gesehen. Aber nicht vielleicht ge-

rade deshalb, weil ich sie selbst deutlicher sah als meine Vorzüge?

* * *

Das Begräbnis war sonderbar. Ich hatte zuerst nicht beabsichtigt, selbst hinzugehen; aber dann, was sollte ich anderes tun? Sah ich nicht bei diesem Anlass eine Menge Bekannte, die ich sonst vielleicht nie mehr sehen konnte? Schliesslich hätte ich die Feier beinahe doch noch verpasst. Ich war wieder einmal abwesend. Ich weiss nicht wo. Der Strudel hatte mich wieder einmal fortgerissen. Aber dann kam ich eben doch noch zur Zeit.

Das Krematorium liegt so weit ab. Ich habe mich bei jedem Begräbnis, an dem ich teilnehmen musste, geärgert, weil ich bei dieser Gelegenheit die ganze Stadt vor so vielen Menschen im Gehrock durchfahren musste. Aber diesmal ist mir der Weg nicht lang geworden. Ich tauchte gerade jenseits der Sihlbrücke auf. Dort stiess ich auf den Leichenzug. Da war die Kutsche mit dem Sarg. Wahrhaftig, ich zog in Gedanken meinen Hut vor der Leiche, wie die andern auch, die vorbei kamen. Dann kam der Blumenwagen. Haben Blumen nicht doch etwas Sinniges? Da war ein grosser Kranz, mit einer blauen Schärpe « Dem verehrten Chef. Die Angestellten der Firma Richard R. Steck & Co. ». Etwas viel Grünzeug, wenig Blumen. Immerhin, ich schätzte den Kranz auf rund 37 Franken, vielleicht sogar etwas mehr. Vielleicht, dass die Schärpe ziemlich kostspielig war. Sagen wir also 40 Franken. Macht pro Angestellten, den Lehrling inbegriffen, 5 Franken. Immerhin Geld, sie hätten sich ja schliesslich auch auf eine gemeinsame Kondolationskarte beschränken können.

Dann kam die Kutsche, in der meine Frau mit ihren Eltern sass. Der zweite Wagen war mit meinen zwei Brüdern und zwei Tanten, der dritte, vierte und fünfte mit Freunden und Geschäftsfreunden belegt. In der ersten Kutsche mochte ich nicht sitzen. Ich brachte es nicht übers Herz. So pendelte ich zwischen der zweiten und dritten hin und her. In Kutsche zwei wurde nicht gesprochen. Tante Klara war tatsächlich bleich, und die Tränen hingen ihr trüb über die hagern Wangen. Ob sie doch jemals ein freundliches Gefühl für mich hatte? Aber vielleicht dachte sie nur an ihren verstorbenen Mann. Oder auch daran, dass wir alle sterben müssen.

Und meine Brüder! Sonderbare Gefühle, die man Brüdern gegenüber hegt. Man misst sich mit ihnen. Arnold hatte immer ein weiches Gemüt. Er war bekannt dafür, aber zugleich war er eigennützig und schwächlich. Nein, er dachte jetzt gewiss nicht daran, dass nun, da ich gestorben war und keine Kinder hinterliess, der Erbteil von Onkel Gustav — nein bestimmt nicht. Aber das musste ihm doch eine Genugtuung sein, dass ich, der Starke, vor ihm gestorben war.

In Kutsche drei sass mein alter Schulfreund Erich, mein Hauptlieferant und Geschäftsfreund Knecht, Compagnon der Firma Widmer & Knecht. Neben ihm mein Dienstkamerad Bachmann, Oberleutnant der Landwehr, wie ich. Ein letzter Gruss der Armee, sozusagen. Wie dick er geworden war! Und dann noch Georg. Er hatte also schliesslich doch eingesehen, dass ich ihm die Bürgschaft für seine verfluchte Fabrik nicht geben konnte. 30,000 Franken sind kein Pappenstiel. Für mich kein Pappenstiel,

wenn man weiss, dass man sie schliesslich zahlen müsste. Und das war jedem klar, ihm zuerst. « Ich wusste immer, dass du schäbig bist », sagte er damals bei unserer letzten Zusammenkunft im Café Passage. « Aber so schäbig, das hätte ich nicht für möglich gehalten. Zahlen, Fräulein ! »

Und meinen Kaffee und die zwei Pfannkuchen bezahlte er mit, um zu zeigen, dass er nicht so war wie ich.

Aber da sass er nun mit seiner pathetisch-bleichen Nase, dem herabgezogenen Mundwinkel und dem Gehrock, den er sich einst als Kandidat der Jurisprudenz auf Kredit hatte bauen lassen : Ein Büsser. Die Herren sprachen nichts. Sie kannten sich nicht und hatten kein Bedürfnis, sich kennen zu lernen. Mein Schulfreund und mein Dienstkamerad schämten sich für die Gefühle, die sie nicht aufbrachten. Mein Hauptlieferant für seinen ehrlichen Schmerz, und Georg schämte sich für die andern : für ihre Teilnahmslosigkeit.

Das Krematorium ist ein Mittelding zwischen einem Vereinssaal und einer maurischen Kapelle. Ich setzte mich ganz hinten hin. Ich weiss, ich hätte mich zu meiner Frau setzen müssen. Aber ich konnte nicht. Ich brachte den Mut nicht auf. Ich hätte ihre Tränen nicht ertragen. Orgelmusik hat mich immer weinerlich gestimmt. Ueberall. Auch im Kino. Ein gewöhnlicher Mensch kommt gegen diese Tonfülle nicht auf, sie überwältigt ihn, sie entmannt ihn, sonst habe ich mich gesträubt — was hätte man von mir gedacht, wenn ich schon vor der Vorstellung mein Taschentuch hätte benützen müssen — jetzt liess ich meinen Tränen freien Lauf.

Ich beherrschte mich erst, als der Pfarrer das Wort ergriff. Ein wohlmeinender Herr. Ein guter Mensch. Er hatte mich nie gesehen und ich nie ihn. Aber er sprach schön von mir : Wie ich geboren wurde, zum Mann aufwuchs, ein liebevoller Gatte und tüchtiger Geschäftsmann war, bis mich ein Unfall unerwartet rasch den Meinen entriss.

Ich hätte ihm die Hand drücken mögen. Genau so war es gewesen. Ich hätte noch gern einige Details gehabt. Aber wie konnte ich das erwarten ? Vielleicht, wenn ich in einer Partei tätig gewesen wäre, würde mir ein Vorstandsmitglied einige ergreifende Worte ins Grab mitgegeben haben. Oder wenn ich einer Blechmusik als Gönner jährlich 20 Franken gespendet hätte... Wer weiss, vielleicht hätte sie mich mit einem kleinen Trauermarsch geehrt. Aber denkt man denn zu Lebzeiten an solche Dinge ? Jetzt hätte ich sie geschätzt.

* * *

Nach der Beerdigung bummelte ich in die Stadt zurück. So oder so, wer bummeln geht, kommt immer wieder durch die Bahnhofstrasse, die Geschäftstreibenden und die Geschäftsgetriebenen, die Liebetreibenden und die Liebegetriebenen. Alle treffen sich da. Ich beachtete sie nicht. Ich war tief in Gedanken versunken. Ich dachte an gar nichts. Ich blieb vor den Schaufenstern stehen. Sommerhüte, Blumenläden, Seidenstrümpfe, Ledertaschen. Wie reich das Leben ist, und voller Anreiz ! Aber dann erwachte ich.

Ich werde dir nie mehr eine Rechnung zahlen dürfen. Die Blumen und die Sommerhüte blühen nicht mehr für mich. Wer wird sie dir kaufen, wer wird sich an

ihnen für dich freuen? Wie konnte ich mich vergessen, dich zu vergessen!

Ich war zu Hause. Aber meine Frau war nicht da. Natürlich, wie hätte sie allein in unsere Wohnung zurückkommen mögen! Die Fenster waren geschlossen, die Rolläden heruntergelassen. Ich wanderte durch die verlassenen Räume, vom Schlafzimmer ins Wohnzimmer, vom Wohnzimmer ins Esszimmer, vom Esszimmer ins Studierzimmer, hin und her. Die Dämmerung und der scharfe Geruch der Totenkränze lasteten schwer auf mir. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch. Mein Stimmkuvert lag noch da. Richtig, ich hatte vergessen, es zurückzuschicken. Und ein Steuerzettel. Uneröffnet wie seit Wochen. Wer öffnet Steuerzettel?

Ich dämmerte vor mich hin. Das Denken fiel mir so schwer. Ohne zu wollen nahm ich eine der aufgeschichteten Zeitungen in die Hand, las einen Abschnitt über die Unruhen in Indien. Komische Namen führen diese Indier. Die Versammlung der demokratischen Partei des Bezirkes Uster diskutierte die Wahlresultate vom Sonntag. Die politische Parteiarbeit muss sich noch bedeutend intensiver gestalten im Bezirk Uster. Der Börsenbericht: Wie es auf Grund der schwächern Börsen von Neuyork und London zu erwarten war, macht auch bei uns der Kursrückgang auf dem Aktienmarkt weitere Fortschritte. Auf dem nunmehr stark reduzierten Niveau stellten sich denn allerdings im Verlauf der Börse Meinungskäufe ein, so dass die heutige Sitzung mit wenig Ausnahmen zu den höchsten Tageskursen schloss. Obligationen unverändert.

Ich war nie ein leichtsinniger Mensch. Es lag nicht in meiner Natur. Geldsachen waren für mich immer Geldsachen. Kein Spass. Ich war mir immer bewusst gewesen, dass man entweder alt und schwach wird, oder vorzeitig stirbt und für beide Fälle vorsorgen muss. Aber, Ehrenwort, seit ich, seit ich verstorben war, hatte ich noch nicht einen Augenblick lang an die finanziellen Verhältnisse gedacht, in denen ich meine Frau zurückliess. Jetzt standen sie mir plötzlich peinigend klar vor Augen.

Ich hätte meine Lebensversicherung doch etwas höher nehmen müssen. 50,000 Franken ist eine hübsche Summe, trägt aber doch nicht mehr als 2500 Franken Zins. 30,000 Franken liegen auf der Bank, gibt 1500 Franken Zins. Aus dem Verkauf des Geschäftes hätte ich jederzeit mindestens 100,000 Franken herausholen können, wenn ich mir einen Nachfolger herangezüchtet und ihm selbst mit Musse verkauft hätte. Weber wird höchstens 40,000 Franken bezahlen, und ihm wird man das erste Angebot machen. Und wenn er, der Prokurist, der doch das Geschäft von Grund aus kennt, nicht mehr bezahlen will, wer wird dann mehr bezahlen wollen? Macht nochmals 2000 Franken. Alles zusammen 6000 Franken. Gibt im Monat 500 Franken. Aber 1000 Franken jährlich sollte Anna als Ausgleich für die Geldentwertung zurücklegen, weitere 500 Franken (bescheiden gerechnet) für Unvorhergesehenes, zum Genuss bleiben monatlich rund 380 Franken. Meine Frau wird sich entsetzlich einschränken müssen. Eine Zweizimmerwohnung in einem Vorstadtquartier, Schnittmusterkleider, Hüte aus Etagengeschäften und die freudlose Witwenkost aus Hülsenfrüchten, Puddings und Kompotten, und das nur, wenn alles gut

geht, wenn sie sich nicht verleiten lässt, riskante Papiere zu kaufen. Ich hätte ihr eine Tabelle hinterlassen sollen, Verhaltungsmassregeln : 50 % Obligationen — Staatspapiere natürlich — und als Ausgleich 50 % Aktien. Aber nur das Sicherste selbstverständlich, nur von Gesellschaften, die seit mindestens 20 Jahren regelmässig Dividenden ausschütten und deren Verwaltungsräte jeder schon seit zwei Generationen ein Privatvermögen von wenigstens zwei Millionen versteuern. Pensionierte Obersten und alt-Bundesräte ausgenommen. Ich hätte ihr einige Titel frei zur Auswahl herausschreiben müssen. Oder ich hätte ihr doch sagen sollen : « Wenn mir einmal das Schlimmste passiert, so wende dich, was Geld betrifft, an August. » August wäre der Mann gewesen. Er hätte sie ganz in meinem Sinne beraten. Ihm als nüchternem Menschen musste daran liegen, dass seine Schwägerin nicht um ihr Geld kam — schon im eigenen Interesse. Aber so wird sie sich eher an Arnold wenden, und er ist romantisch genug, sie zu ermuntern, selbst Geld zu verdienen, und es dabei zu verlieren.

Gewiss sass sie jetzt bei Arnolds. Er hatte sie bestimmt mit seinem Wagen gleich nach der Beerdigung mit nach Hause gebracht. Ich konnte es mir so lebhaft vorstellen : Er auf dem Sofa ausgestreckt, die Schwägerin im Lehnstuhl neben ihm und meine Frau am Fenster auf dem kleinen Hocker, die Beine unterschlagen.

« Gestern noch auf stolzen Rossen », wird Bruder Arnold sagen. « Es ist entsetzlich, Anna, und doch wirst du lernen müssen, in die Zukunft zu sehen. Zunächst natürlich Ruhe, nichts als Ruhe und Selbstbesinnung. Aber nachher. Hast du dir schon Gedanken darüber gemacht? Hast du bestimmte Kenntnisse ? Bestimmte Liebhabereien ? Nein ? Dann könnte man vielleicht an ein kleines distinguiertes Töchterpensionat denken oder an ein Heim für einsame alte Herren. Es sind ja auf dem Land immer solche Objekte zu kaufen, an schöner, aussichtsreicher Lage mit schattigen Ruheplätzchen unter alten Bäumen. Die Anzahlung ist meistens gar nicht so hoch, und die nötigsten Mittel hast du doch, Gott sei Dank ! »

Ich musste sofort hingehen und das äusserste verhüten. Wie ? Ich machte mir darüber keine Gedanken. Ich hatte in der Aufregung meinen hilflosen Zustand vollkommen vergessen.

* * *

Ich fand meine Frau nicht mehr, aber sie war hier gewesen. Arnold sass noch mit Klara am Tisch. Anna hatte zwischen ihr und ihm gesessen. Ja, ich erkannte ihren Platz wohl. Die länglich gerollten Brotkrümchen rund um den Teller : Das war sie.

Ich hatte meinem Bruder doch unrecht getan. Nein, er war im Augenblick nicht in der Laune, für andere phantastische Pläne zu schmieden. Seine Augen, die sonst so blau und treu in die Welt blickten, sobald er in Gesellschaft war — schon die Anwesenheit seiner Frau genügte, um diesen Effekt zu erzielen — waren trübe und ausdruckslos. Die Mundwinkel, die er grundsätzlich stets in die Höhe gehisst trug, hingen schlaff herunter. Er, der aus Rücksicht auf die andern auf grosse Enthaltsamkeit im Genuss geistiger Getränke hielt, hatte sich in seinem Kummer mitten in der Woche

zu einer Flasche Moulin hinreissen lassen. Halb geleert stand sie vor ihm. Ich habe ihm für diese Ausschweifung manchen guten Ratschlag vergeben, den er mir ungebeten erteilte. Er hatte diesen Wein nicht zum Vergnügen getrunken, das wusste ich. Ich fühlte, er bereute an diesem Abend, dass er vor 25 Jahren unserer jungen Katze in meinem Beisein zu meiner unbeschreiblichen Qual ein Auge ausgestochen hatte und als die Mutter dazu kam, behauptete, ich hätte es getan. Sie glaubte ihm immer mehr als mir.

Ich hätte ihm jetzt gern ein paar verzeihende, aufrichtende Worte mitgegeben. Es gibt Menschen, die berufen sind, für andere zu leiden, und andere, denen es schlecht ansteht und schlecht bekommt. Du gehörst zu den letztern, Arnold. Aber was konnte ich für ihn tun ? Und doch schien eine mildere Stimmung über ihn zu kommen. Er griff nach einigen Datteln, die bisher unberührt auf der Schale vor ihm gestanden hatten und liess sie nachdenklich auf der Zunge vergehen.

« Die arme Anna, sie kann einem wirklich leid tun », sagte er zu seiner Frau. « Ein herber Schicksalsschlag. Sie wird von jetzt ab bescheiden durchmüssen. 5000—7000 Franken im Jahr, wie ich schätze. »

« Man könnte ja mit ihren Mitteln ein kleines Geschäft aufmachen. » Jetzt kommt er doch mit seinen Plänen, dachte ich. Aber nein : « Wenn sie anders wäre. So lässt sie besser die Hände davon. Sie hat nicht den Kopf dazu. Aber wir sind ja auch immer noch da. In den Ferien kann sie zu uns kommen. Wir machen eine kleine Reise. Sie hütet die Kinder und erholt sich dabei. Im übrigen » — er griff nach der Flasche, steckte ihr den Pfropfen kraftvoll in den Hals und stellte sie weit von sich weg — « Anna ist noch jung. Hast du gesehen, wie hübsch ihr das schwarze Kleid steht ? Und — sie ist nicht aus Stein. »

Selbst, wenn ich in der äussern Lage gewesen wäre, ihm die Flasche über den Kopf zu schlagen, ich hätte es nicht getan. Ich dachte nicht an Arnold. Er existierte für mich nicht mehr. Ein Gefühl, das ich in meinem ganzen Leben kaum gekannt, brach wie ein Sturzbach über mich ein : Die Eifersucht.

Warum sollten Witwen nicht wieder heiraten dürfen ? Bei jungen war es natürlich, bei alten noch natürlicher. Oder sollen wir wieder die Witwenverbrennung der alten Indier einführen ? Das wäre immer noch menschlicher als arme Witfrauen lebendig zu begraben. Ich war meiner Lebtag ein aufgeklärter Mensch gewesen. Ein Freund der Scheidungserleichterungen, ein Feind gewisser Gesetzesparagraphen, ein gemässigter Freund des Frauenstimmrechts, Mitglied der lokalen Sektion für den Völkerbund. War ich meinen liberalen Ueberzeugungen plötzlich untreu geworden ? Durchaus nicht. Hätte mir heute und jetzt jemand die Frage gestellt, darf eine Frau, die ihren Mann durch den Tod verloren hat, wieder heiraten, so würde ich ohne zu zögern, geantwortet haben : « Aber, Mensch, wie kommen Sie zu einer solchen Frage ? In welchem Jahrhundert vor Christi Geburt stand ihre Wiege ? Natürlich darf sie, soll sie, klar ! »

Aber der Gedanke, dass m e i n e Frau wieder heiraten könnte, war mir unerträglich, brannte mich wie ein Geschwür.

* * *

Ich fand mich in unserer Wohnung wieder. Unvermittelt: Noch war ich bei Arnolds, schon war ich zu Hause. Die erste Ortsveränderung, die ich in Gedankenschnelle vollzog. Bis jetzt hatte ich immer die Illusion aufrecht erhalten, die Beine zur Vorwärtsbewegung zu brauchen. Am ersten Tage hatte ich sogar noch die Elektrische benutzt. Aber diese bedeutende Aenderung kam mir in diesem Augenblick gar nicht zum Bewusstsein. Ich wusste nur eines: Meine Frau war immer noch nicht da. Ich legte mich auf den Diwan und verzehrte mich nach ihr. Nein, sie durfte keinem andern gehören. Nie. Ich werde nicht von ihr weichen. Ich werde wie ein Schatten zwischen dir und jedem andern sein. Deine Koseworte gehören mir. Unsere Liebe hat sie dir eingegeben, und sie haftet in diesen Worten. Du wirst keine neuen Liebesworte finden, und wenn du die Worte, die nur mir und dir gehören, an einen andern verrätst, verrätst du mich und dich.

Deine Liebkosungen gehören mir. Unsere Liebe hat sie dich gelehrt. Und sie ist gefangen darin. Gibst du sie einem andern preis, verlierst du mich und dich.

Niemand soll dich klein und schwach, hässlich und böse sehen, wie ich dich sah und du mich sahst, und dich dennoch lieben dürfen. Deine Schwäche ist mein Geheimnis, wie die meine das deine ist.

So flehte meine Seele und suchte dich, fand dich. Ich sah dich über Mauern und Häuser hinweg, wie du durch die dunklen Strassen irrtest, ohne Ziel. Meine Sehnsucht zog dich zu mir.

Als ich den Schlüssel im Schlosse der Wohnungstüre hörte, wollte ich mich auf Anna stürzen. Ich wollte sie fest in die Arme schliessen, um sie nie mehr freizugeben. Ich wagte es nicht. Ohne das Licht anzudrehen, ohne den Hut abzulegen, ging sie durch die Wohnung, wieder und wieder. Sie suchte mich und fand mich nicht. Jedesmal, wenn sie an mir vorbeiging, blieb sie stehen und blickte mich mit tränenlosen Augen an. Aber sie sah mich nicht. Als ihr die Füsse den Dienst versagten, kauerte sie vor mir nieder. Ihre Augen wanderten weiter in die Nacht.

Ich schämte mich meiner Eifersucht in tiefster Seele. Augen, liebe Augen, ihr wandert umsonst, ihr werdet mich nicht mehr finden, und ihr sollt mich nicht mehr finden. Mund, süsser Mund, öffne die schmalen Lippen, flüstere noch einmal meinen Namen. Nicht, um mich zu beschwören, um mich zu vergessen.

Weggefährte, unsere Wege trennen sich. Wir kennen die Wege des Lebens nicht, wir kennen die Wege des Todes nicht. Wir müssen sie dennoch gehen.

* * *

Es scheint mir oft, ich sollte nicht mehr da sein. Man ruft mir, die Strudel eines neuen Lebens greifen nach mir. Aber ich wehre mich, ich will mich nicht verschlingen lassen.

Ich habe meinem Geschäft einen Besuch abgestattet. Weber hat die Sache übernommen. Hat 50,000 Franken bezahlt. Schäbig genug, aber viel Geld für ihn. Seine ganze Verwandtschaft musste herhalten, damit er die Anzahlung leisten konnte. Seine halbblinde Schwester ist mit 5000 Franken eingesprungen, sein Bruder, Concierge im Beau Rivage, mit 10,000 Franken, und sein Schwager, der

einmal besessen hat, mit weitern 3000. Alles, um aus einem guten Prokuristen einen schlechten Geschäftsinhaber zu machen.

Mein Privatbureau hat er untervermietet. Den Buchhalter spielt er selbst. Die Korrespondentin hat er durch eine billige junge Kraft ersetzt. Freut mich nur, dass ich ihn immer anständig schlecht bezahlte. Strebernaturen mit ausgedörrter Mundpartie müssen knapp gehalten werden. Leider sind sie es meistens, die die andern knapp halten. Ich weiss, er hat mich immer für einen Verschwender gehalten. Was ihm an Sympathien im Vergleich zu mir abgeht, will er an den Unkosten einsparen. Er soll nur sehen, wie weit er damit kommt ! Der Preis ist nicht alles.

« Dreyfuss ist ebenso vorteilhaft », wird mancher Kunde sagen, wenn er sieht, dass er es nicht mehr mit mir zu tun hat. Mit Recht. Hat Dreyfuss nicht die gleichen Lieferanten und die gleichen Bedingungen wie ich ? Geschäft ist nicht nur Geschäft. Sind Preise und Qualität die gleichen, gibt die Sympathie den Ausschlag. Der Käufer fragt sich : « Gönne ich dem den Verdienst oder jenem ? » Und da ist ein Weber kein Steck. Einem ausgemergelten Drehstuhlschinder wie Weber, jagt keiner gern das Geld in die Gurgel. Am besten wäre es, er würde sich vor der Kundschaft verheimlichen und den Reisenden das Geschäft machen lassen. Er wird es nicht tun. Es reut ihn die Provision. Seine Sache !

Ich ersorgte diesen Besuch, ich glaubte, es würde mir das Herz umkehren, wenn ich den Weber statt mich in meinem Geschäft herumspazieren sehen müsste. Aber erstens spaziert er nicht herum, sondern sitzt auf seinem Drehstuhl, wie in alten Zeiten. Und zweitens : Was geht mich das alles noch an ? Geärgert hat mich nur, dass er das Reiterbildnis aus dem Empfangszimmer entfernt hat. Wollte dieser Analphabet meinen Geschmack antasten ?

* * *

Die Toten werden immer aufdringlicher. Sie waren immer schon da. Von allem Anfang an. Schon damals, als mein Leichnam in den Krankenwagen geschoben wurde. Aber undeutlich. Wässrig. Ich konnte sie ignorieren, tun, als ob sie nicht da wären. Seither waren sie immer um mich. Bald einzeln, bald in Rudeln. Ich übersah sie einfach. Jetzt werden sie in dem Masse deutlicher, als die Lebenden für mich durchsichtiger werden. Ich werde mich mit ihrem Dasein abfinden, ja, wahrscheinlich auseinandersetzen müssen. Ich mag nicht. Wenn es noch nähere Bekannte, Verwandte wären, gut. Aber so ! Was gehen sie mich an ? Sie gaffen mich so blöde an. Wenn sie schliesslich noch mit mir sprechen würden. Aber keiner macht den Mund auf. Und sie selbst anzusprechen, wage ich nicht.

Ich habe es doch gewagt. Mein Gott, ich hätte es sonst in ihrer Gesellschaft nicht mehr ausgehalten. Aber die Ueberwindung, die es mich kostete, bis ich so weit war ! In Frage kamen eigentlich von allem Anfang an nur zwei : Eine Dame zwischen 50 und 60, dezent in schwarz gekleidet, mit lebhaften grauen Augen, die mich nie anglotzten, nur mit detachiertem Interesse musterten, wenn wir uns trafen. Aber man ist Damen gegenüber doch schüchterner. So entschied ich mich für die andere Möglichkeit. Einen

grossen schlanken Vierziger, massgeschneidert. Er trug den milde abweisenden Ausdruck und die kummervollen Falten zur Schau, die Menschenfreunden mit grossem Privatvermögen ohne nennenswerte Berufseinkünfte eigen ist. Wie sollte ich das Gespräch anknüpfen ?

« Sind Sie schon lange so ? » zum Beispiel, oder « Wie gefällt es Ihnen in diesem Zustand ? » Zu banal ! « Aller Anfang ist schwer », sagte ich schliesslich und zwinkerte ihm unverbindlich zu. Er verzog keine Miene, tat, als hörte er mich nicht. Vielleicht hört er dich tatsächlich nicht, ist vielleicht schwerhörig, dachte ich mir.

« Merkwürdig, wie unser Gehör nachlässt, finden Sie nicht auch », biederte ich mich zum zweitenmal mit kräftiger Stimme an.

Eine höfliche Bemerkung, auf die ein höflicher Mensch antwortet. Nicht er. Er wandte sich nach mir um und sah mir voll in die Augen, aber so gleichgültig, wie wenn ich überhaupt nicht da wäre. Ja, bestimmt, ich war für ihn nicht da. Und für die andern, merkte ich später, auch nicht. Sie sahen mich wohl und hörten mich. Aber in der Meinung, dass sie sich für mich interessierten, hatte ich mich gründlich getäuscht. Und sobald ich das wusste, interessierte ich mich auch nicht mehr für sie.

* * *

Ich komme immer seltener in die Stadt. Ich kann mich nur noch schwer aufraffen. Das ungeheure Getöse, das mich umgibt, macht mich unempfindlich für die Eindrücke der Welt. Es kommt mir vor, wie wenn ich in einer Mühle wäre, die mich für andere Zwecke ummahlt. Aber manchmal raffe ich mich dennoch auf.

Als ich das letztemal durch die Strassen bummelte, beobachtete ich, dass mir zwischen den Menschen, die nur noch als lichte Schatten an mir vorüberschritten, bald eine Frau, gelegentlich, aber seltener auch ein Mann, dunkler, körperhafter erschienen. Sie waren wirklicher für mich als die andern. Sie zogen mich an, lockten mich. Aber nicht nur mich. Bald merkte ich, dass um diese Menschen ganze Rudel von — soll ich sagen Toten ? — drängten. Das stiess mich wieder ab. Ich mochte mich nicht zu ihnen gesellen. Aber schliesslich überwand ich meine Scheu. Ecke Bahnhofstrasse—Uraniastrasse bemerkte ich eine alte Dame, eine zerbrechliche, überzarte Person, die sich mit einer schweren Markttasche mutig durch die Menge drückte. Vorn, hinten und zu beiden Seiten war sie bereits von meinesgleichen umgeben. Auch ich folgte ihr nach. Hielt mich nur soweit im Rückhalt, dass ich mit den Toten nicht in Berührung kam. An der Haltestelle beim Bahnhof stieg die Dame in die Elektrische. Zu meinem Glück kam in diesem Augenblick ein Herr vorbei, der den Schwarm der Toten auf sich lenkte. So hatte ich denn die alte Frau für mich allein.

Wenn ein verheirateter Mann einem jungen Mädchen nachsteigt, hat er ein schlechtes Gewissen. Aber er weiss doch, was er will. Wenn die Dame jedoch seine Mutter sein könnte und der Mann sich ausserdem in meinem Zustand befindet, fühlt er sich schlechterdings auf Abwegen. Mir wenigstens ging es so. Was zum Teufel wollte ich von dieser Person ? Oder wollte sie etwas von mir ? War ich der Verführer oder der Verführte ? Das eine wäre mir so schwer zu verstehen gewesen, wie das andere. Sie

sah so gar nicht danach aus, in dem schwarzen zeitlosen Kostüm, das ihren eingefallenen Körper gefangen hielt. Sie gehörte zu den Frauen, deren Dasein einem erst bewusst wird, wenn man ihnen, unbeabsichtigt natürlich, auf den Fuss getreten ist; zu den armen Verwandten, die nur an Beerdigungen auftauchen und wieder verschwinden.

Ich musste in meiner Verwirrung zu nahe an sie herangekommen sein, denn unversehens berührten sich unsere Knie. Sie schreckte zusammen. Und ich erst recht. Ich hatte mich schon dermassen daran gewöhnt, Körper und Dinge wie die Luft zu durchdringen, dass mich dieser unerwartete Widerstand aufs höchste erregte. Ich konnte es nicht unterlassen, die Berührung zu wiederholen. Ich strich ihr vorsichtig mit der Hand über das Gesicht. Die faltigen Wangen zuckten zusammen, wie wenn sie eine Fliege abwehren wollten. Mir lief es kalt über den Rücken. Ich stand ihr auf den Fuss. Sie zog ihn sanft zurück. Ein Fieber schüttelte mich.

An der nächsten Haltestelle stieg die Dame aus. Sie bewohnte eine der altmodischen Backsteinvillen des Rigiviertels, die in sonnenarmen Zierstrauchgärten seit Jahren geduldig auf Abbruch oder Käufer warten. Dr. Dvorak-Wendelin, Professor der Botanik, stand auf dem Messingschild an der Haustüre eingraviert.

Mit ihrem Gatten, der sie empfing, einem Riesen an Wuchs, konnte ich nichts anfangen. Das sah ich gleich. Er wirkte auf mich durchsichtig wie Cellophanpapier. Aber die Frau ! Ich wusste, dass ich mich mit ihr verständigen würde. Nur wusste ich noch nicht wie.

Die beiden sassen am Tisch. Ich versuchte, mich bemerkbar zu machen. Rüttelte am Büfett, verschob den Tisch. Und tatsächlich, im Umkreis dieser Frau boten mir sogar die toten Dinge Widerstand. Aber etwas Rechtes brachte ich doch nicht fertig. Nur hie und da ein lächerliches Knacken in den Möbeln. Das schien sie nicht zu beachten. Der Professor störte mich. Völlig entnervt liess ich mich schliesslich in den Lehnstuhl in der Fensternische fallen. Die Katze, die mir den Platz räumen musste, knurrte böse und wich rückwärts mit erhobenem Schwanze.

Nach dem Tee zog sich die alte Dame allein ins Schreibzimmer zurück. Ich folgte ihr. Aber ich war von der ungewohnten Erregung so schwer mitgenommen, dass ich kaum mehr die Kraft gehabt hätte, die Beziehungen zu ihr von mir aus aufzunehmen. Sie half mir. Sie setzte sich an den Tisch, schlug den Papierblock, der vor ihr lag, auf und nahm einen Bleistift zur Hand. Sie schloss die Augen und wartete auf mich. Ich wusste nun wohl, was ich zu tun hatte. Ich trat zu ihr und fasste ihre Hand. Da kam es wieder wie ein Rausch über mich. Ich hatte die Brücke zum Leben zurückgefunden. Der Bleistift sauste in wilden Sprüngen über das Papier. Aber dann kam auch schon die Ernüchterung. Was hatte ich zu sagen, was hatte ich zu fragen ? Nichts, gar nichts ! Vielleicht, wenn ich damals, gleich am Abend nach meiner Beerdigung auf diese Frau gestossen wäre, so hätte ich sie mit meinem Anliegen bestürmt. Hätte mir die Sorgen um die Zukunft meiner Frau vom Herzen geschrieben. Was hätte ich damit im besten Falle erreicht : Sie mit meiner Vor-

sorge beängstigt, und mit meiner Eifersucht gequält. Nein, die Toten haben den Lebenden und die Lebenden den Toten nichts zu sagen, nichts was sich lohnen würde zu wissen. Der einzige Rat, den der Tote den Lebenden geben kann, ist : Lebe, und das einzige, das der Lebende dem Toten raten kann : Stirb.

Die alte Dame fragte mich dieses und jenes. Aus dem Diesseits und Jenseits. « Arme Seele », sagte sie, « aus welcher Finsternis kommst du zu mir ? Ich fühle dich schwarz und ungestüm. »

Schon das vertrauliche « du » befremdete mich, offen gestanden. Auch die Anrede berührte mich peinlich. Ich hätte mich damit noch abfinden können : man spricht wohl in Spiritistenkreisen so, redete ich mir zu. Aber was hätte ich antworten können ?

Oder : « Arme Seele, erleichtere dein Herz, nenne die dunkle Tat, die dich bedrückt, die Leidenschaft, die dich keine Ruhe finden lässt. » Was gab es da zu sagen ?

Wäre sie bei einfachen Fragen geblieben, so hätte ich ihr aus Gefälligkeit gerne Rede und Antwort gestanden. Aber sie versteifte sich auf das geistliche Gebiet. Da fällt es einem gewöhnlichen Menschen schwer, seine Meinung auszudrücken. Besonders schriftlich, und vor allem, wenn man eigentlich keine hat.

So liess ich ihre Hand wieder fallen. Sie blieb deswegen nicht müssig. Es hatten sich inzwischen ganze Rudel von Toten in der Stube angesammelt. Sie drängten sich um die alte Frau und stürzten sich, sobald ich sie freigegeben hatte, alle gleichzeitig auf ihre Hand. Dieses Schauspiel widerte mich an. Ich zürnte den Toten. Die Lebende dauerte mich.

Sie sass so eingeschüchtert da, die Gute. Wie frühreife Kinder tun, die um Dinge wissen, die ihnen besser verborgen wären. Ich hätte sie in die Arme nehmen mögen, ihre magern, grauen Haare streicheln, mit dem lächerlichen kurzen Zöpfchen, das sie aufgesteckt trug.

Geduldig liess sie ihre Hand den Ungeduldigen. Was wollten sie von ihr ? Sie flüsterte von Sünde und Reue. Ihre Worte plätscherten nur noch aus weiter Ferne an mein Ohr.

Vielleicht war auch ich ein Sünder. Gewiss war ich es. Wie Meier und Müller auch. Aber ich hatte nie zum Vergnügen gesündigt. Die Sünde ist eine Krankheit. Wir leiden an ihr. Und wenn es einen Richter gab, so wusste ich, ich würde ihn gnädig finden.

Was man landläufig einen Freidenker nennt, war ich nie. Ich war immer, so wie ich es jetzt noch bin, fest überzeugt, dass alles seinen Sinn hat. Aber welchen Sinn ? Die Frage auch nur zu stellen, wäre mir vermessen erschienen. Für mich vermessen.

Grübeln muss sein, gewiss. Aber ich überliess es gerne andern, Fachleuten, die damit ihr Brot verdienen. Ich habe meine Kirchensteuern stets und gerne bezahlt. Ich habe von Zeit zu Zeit ein gutes Buch gekauft, um die Wissenschaft zu ermuntern. Das Sammelwerk « Der Mensch und die Welt » muss heute noch in einer Kiste auf dem Estrich stehen. Ich habe das eine oder andere Buch sogar gelesen. Dass sich die Ansichten der verschiedenen Denker widersprechen, focht und ficht mein Vertrauen nicht an. Sie werden alle mehr oder weniger recht haben, jeder auf seine Weise, denke ich mir.

* * *

Nein, ich sollte nicht mehr da sein. Ich spüre es immer deutlicher. Die Kunst des Sterbens wie die Kunst des Lebens besteht darin, leicht und mit Takt Abschied zu nehmen. Warum sträube ich mich ? Es gibt Menschen, die grundsätzlich vom Sprungbrett ins Wasser springen. Ich ging, solange ich mich erinnern mag, immer behutsam Schritt für Schritt hinein.

Ich fürchte mich vor dem Neuen, das mich erwartete, nicht. Besser oder schlechter, es wird schon wieder gehen. Mir fehlt nur der Mut, die dünnen Fäden, die mich mit dieser Welt noch verbinden, abzureissen.

* * *

Die Strömung, die mich forttreibt, wird rascher, die Wirbel, die mich verschlingen wollen, mächtiger. Was gibt mir die Kraft und was den Willen, mich ihnen im letzten Augenblick immer und immer wieder zu entziehen ?

* * *

Ich war in unserer Wohnung, im Schlafzimmer. Eine schwüle Juninacht. Ich wartete geduldig auf das Lächeln, mit dem mich meine Frau im Traume stets begrüsste. Diesmal schien sie nicht zu fühlen, dass ich bei ihr war. Ruhelos warf sie sich im Schlafe hin und her. Die Stirne gefaltet, mit offenem Mund, die Hände zu Fäusten gepresst.

Plötzlich erwachte sie und richtete sich auf. « Anna », flüsterte ich. Aber sie lächelte nicht. Ihre Augen starrten mich mit heissem Schrecken an. Sah sie mich, erschrak sie vor mir ? Und da geschah das Entscheidende. Sie wandte sich von mir ab — langsam, wie wenn sie fürchten würde, ich könnte sie hindern — nahm vom Nachttisch meine Photographie und streckte sie wie ein Schild abwehrend vor sich hin, zum Schutze vor mir.

So war ich auch ihr fremd geworden. Fremder als mein Bild, das sie nun an ihr Gesicht presste und mit heissen Küssen bedeckte. Hätte ich traurig werden sollen ? Ich fühlte mich befreit und leicht. Die letzte Fessel war gesprengt.

* * *

Draussen fiel ein feiner Regen. Ich setzte mich an den See an den Quai. Auf das gleiche Bänklein, auf das ich mich damals — wie lange war es her ? — gleich nach meinem Unfall gesetzt hatte.

Der graue Morgen dämmerte. Immer noch sass ich da. Kalt erhoben sich die weissen Berge. Kleine Wellen schlugen ans Ufer, nacheinander, nebeneinander, kamen und gingen. Ohne Ende.

Die Häuser rund um den See erhoben sich. Jedes einzelne hässlich und alle zusammen schön. Die Sirenen der Vorstadtfabriken pfiffen. Auch die Menschen werden aufstehen. Jeder Einzelne klein, hässlich und böse. Alle zusammen gross, schön und gut.

Jetzt werden die Milchmänner zu ihren Kannen eilen, die Tramschaffner werden nach ihren blauen Mützen greifen und die Geldtaschen umschnallen. Eingefallene graue Männer werden die Fabriktore öffnen und junge Mädchen mit verschlafenen Augen die Rolladen der Verkaufsläden in die Höhe drehn.

Es ruft mich, Er ruft mich. Auch ich werde gehen müssen. Ich komme !